

STIFTUNG F.V.S. ZU HAMBURG

Verleihung des

FRITZ-REUTER-PREISES 1965

an

Frau THORA THYSELIUS

Brake/Unterweser



In memoriam
Fritz Reuter

Der Fritz-Reuter-Preis für niederdeutsche erzählende Dichtung, einer der sechs mit je 5000 DM dotierten niederdeutschen Preise der Stiftung F.V.S., die in abwechselnder Reihenfolge alle drei Jahre verliehen werden, wurde für 1965 auf Beschluß des Kuratoriums unter Vorsitz von Dr. Johannes Saß der Dichterin

Thora Thyselius

aus Brake an der Unterweser zugesprochen.

Mit Frau Thyselius, der Tochter eines schwedischen Vaters und einer ostfriesischen Mutter, wurde eine Dichterin ausgezeichnet, die sich ursprünglich mehr der dramatischen und der Hörspieldichtung gewidmet hatte und sich erst später mit vielversprechenden Ergebnissen der erzählenden Dichtung zuwandte.

Sie ist die erste Frau, die mit einem der niederdeutschen Preise ausgezeichnet wurde, und die fünfte Trägerin des Fritz-Reuter-Preises.

Die früheren Preisträger waren:

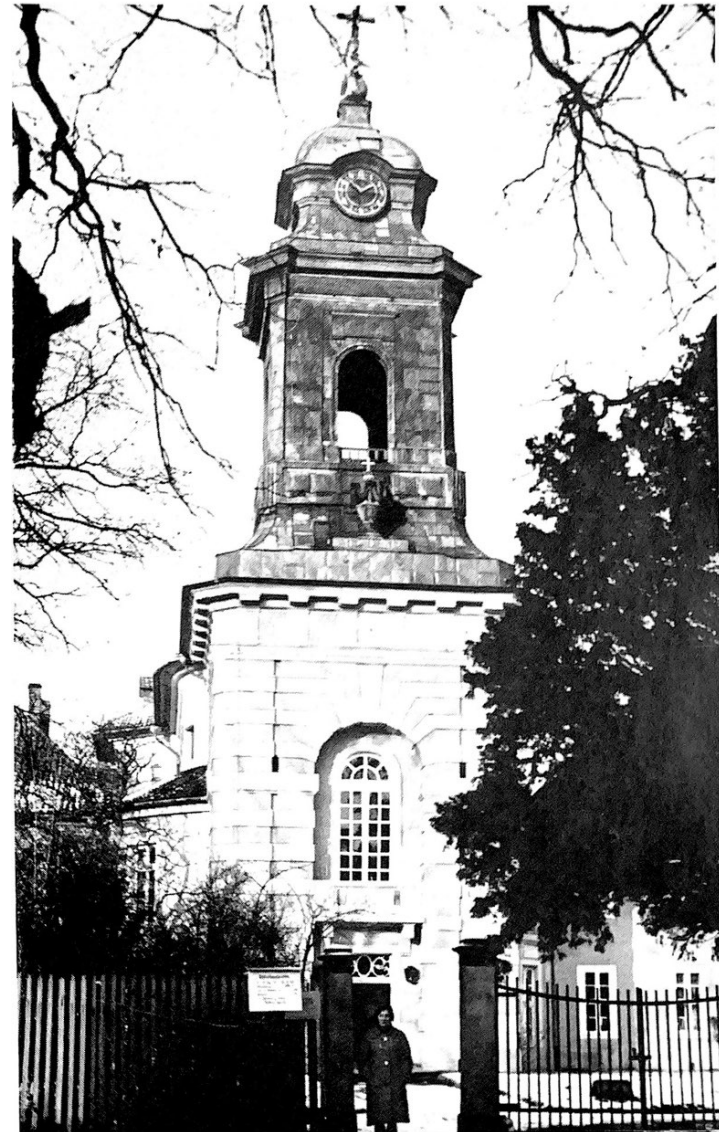
- 1955 Heinrich Behnken (†)
- 1957 Hans Henning Holm
- 1959 Dr. h. c. Moritz Jahn
- 1962 Rudolf Kinau.

Die feierliche Überreichung des Preises erfolgte wieder im Rahmen der Tagung niederdeutscher Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler in Bevensen in der schönen Klosterkirche von Medingen. Dr. h. c. Moritz Jahn begründete die Entscheidung des Kuratoriums und Oberstudienrat Herbert von Geldern überreichte in Vertretung des Niedersächsischen Kultusministers Langeheine die Preisurkunde. Frau Thora Thyselius schilderte in ihrem Vortrag, wie sie zur niederdeutschen Dichtung gekommen sei und dankte allen, die ihr auf ihrem dichterischen Wege geholfen hätten. Das Klevenhusen-Quartett umrahmte die Feier mit Werken von Schubert und Boccherini.

An die Feier schloß sich der traditionelle Empfang der Stiftung im Hotel Stadt Hamburg in Bevensen an, an dem über 300 Gäste der großen in Bevensen zusammengekommenen niederdeutschen Ge-

meinde teilnahmen, darunter auch vier flämische Dichter, die von der Stiftung nach Bevensen eingeladen waren. Der Chor der Fritz-Reuter-Schule, Bevensen, sang wie in den Vorjahren plattdeutsche Lieder.

Allen ehrenamtlichen Mitarbeitern und Helfern, die sich auch in diesem Jahr wieder in den Dienst der guten Sache gestellt haben, insbesondere dem Kuratorium, Herrn Stadtdirektor Wagenknecht und seinen Mitarbeitern, Herrn Dr. Jahn für seine Laudatio und Herrn von Geldern für die Übernahme der Preisverleihung sowie Frau Äbtissin von Döhring, die wieder freundlicherweise die Klosterkirche von Medingen für die Feier zur Verfügung gestellt hatte, sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.



Klosterkirche Medingen

Die Entscheidungsgründe des Kuratoriums
von Dr. h. c. Moritz Jahn

Ich habe die Ehre, Ihnen im Auftrage des Kuratoriums Bericht zu erstatten über den diesjährigen Wettbewerb niederdeutscher Autoren um den Fritz-Reuter-Preis der Stiftung F.V.S. Seit der letzten Preisverleihung hat unser Kuratorium einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten: Am 29. November 1964 ist unser lieber Freund Professor Dr. Karl Schulte Kemminghausen von uns gegangen. Was die niederdeutsche Bewegung und die niederdeutsche Sprach- und Literaturwissenschaft mit ihm verloren hat, dessen kann ich an dieser Stelle nur mit diesen kurzen Worten tiefer Dankbarkeit gedenken. An seine Stelle ist mit Herrn Dr. Thiekötter ein anderer Vertreter des Münsterlandes getreten, so daß sich das Kuratorium in diesem Jahr aus den Herren Dr. Saß als Vorsitzendem, Waldemar Augustiny, Worpswede, Gustav Jürgensen, Hamburg, Hermann Quistorf als Ehren-Vorsitzendem, Dr. Thiekötter und mir zusammensetzt. Als Vertreter der Stiftung F.V.S. nahm auch Herr Senator a. D. Dr. h. c. Heinrich Landahl an der beschlußfassenden Sitzung vom 22. Mai dieses Jahres teil.

Für den Wettbewerb waren 27 Sendungen von niederdeutschen Autoren eingegangen; die Beteiligung war also groß, die Preisrichter hatten über 1300 Buch- oder Schreibmaschinenseiten zu lesen. Die Autoren stammten aus nahezu allen Gebieten des niederdeutschen Sprachraumes; auch im allgemeinen literarisch zurückhaltende Regionen wie Schaumburg-Lippe und die Landschaft des Hümmlings waren diesmal vertreten; eine Einsendung stammte von einem Plattdeutschen in Argentinien. Das Niveau der Arbeiten war natürlich, wie bei jeder solchen Preisbewerbung, unterschiedlich; ganz unmöglich war nach meinem persönlichen Gefühl nur ein einziger Beitrag. Aber auch andere Bewerber scheinen sich kaum Gedanken darüber gemacht zu haben, daß bei der Zuteilung eines Fritz-Reuter-Preises Beiträge, die in einem heimatlichen Kalender oder auch in der hei-

matlichen Zeitung durchaus vorzeigbar und sogar willkommen sein mögen, hier nicht berücksichtigt werden konnten.

Was die Thematik der eingereichten Arbeiten anlangt, so spielten die meisten, wie es bei mundartlicher Dichtung immer wieder zu sein pflegt, in jener Vergangenheit, die von den Wandlungen unserer Tage noch nicht ergriffen war; andere wagten sich an die Gegenwart, auch an die von gestern, an Kriegs- und Nachkriegsgeschehen. Nur ein einziger Bewerber versuchte, der plattdeutschen Prosa ein völlig neues Gebiet zu erschließen — es war ein sehr interessanter Versuch, er lag aber nicht im Bereich des im eigentlichen Sinne Dichterischen.

Als im ganzen erfreulich darf die Sprechgestaltung einer großen Zahl der Beiträge angesehen werden. Hin und wieder war ein starker hochdeutscher Einschlag zu verspüren, besonders bei der mittleren und jüngeren Generation. Ist er auf den sprachlichen Wandel zurückzuführen, dem das Plattdeutsche heute fast überall unterliegt? Auch hier gilt ja leider das alte

„Tempora mutantur, nos et mutamur in illis“ — Die Zeiten wandeln sich, und wir wandeln uns mit ihnen.

Und nun zu unserer Entscheidung. Jeder Preisrichter, der einen so großen Haufen literarischer Arbeiten vor sich liegen sieht, hofft im stillen, eine von ihnen möchte so überragend sein, daß ihr ein bleibender Rang in der Geschichte der plattdeutschen Prosadichtung vorauszusagen ist — eine Hoffnung, die sich dann natürlich als nicht erfüllt herausstellt. Es ist ja auch kaum anders zu erwarten bei einer Preisbewerbung, die sich im Abstand weniger Jahre wiederholt. Der Sinn unseres Preises ist ja durchaus auch der, Begabungen zu entdecken und in ihrer Entwicklung zu fördern, ihnen zukünftiges Schaffen erleichtern zu helfen. Von den 27 Bewerbungen stellten wir zunächst vier zur engeren Wahl; die Entscheidung fiel dann durch einstimmigen Beschluß auf Frau Thora Thyselius aus Brake an der Unterweser. Es gereicht uns zur besonderen Freude, diesmal — ich glaube, zum erstenmal — eine Frau in den Kreis der Träger eines niederdeutschen Preises der Stiftung F.V.S. einreihen zu dürfen; sie erhält den Preis für ihre Erzählungen „Tant van't Siel“ und „Dat Sunnenhuus“.

Der Name Thora Thyselius gehört, jedenfalls unter Freunden der plattdeutschen Dichtung, nicht mehr zu den unbekanntem in Nieder-

deutschland; über ihren engsten Heimatbereich hinaus hat ihn der Norddeutsche Rundfunk zuerst getragen. Er ist ein Pseudonym und auch wieder nicht — es ist der Mädchenname der Autorin, die im bürgerlichen Leben den Familiennamen Behrens führt. Sie wurde am 19. Juni 1911 geboren; ihr Vater, ein Schwede von Geburt, war Konsul und Reeder, die Mutter stammte aus einer ostfriesischen Seefahrerfamilie, die — dies mit den eigenen Worten der Dichterin —



In der Klosterkirche von Medingen
(in der Mitte) v. l. n. r. Frau Thyselius, Dr. Jahn, Dr. von Geldern

„bereits um 1700 mit eigenen Schiffen die Meere befuhr und sich eine starke Urwüchsigkeit bewahrte“. Das Geschlecht ihres Vaters, in den Räumen von Stockholm und Upsala zuhause, „gehört seit Luthers Zeiten zu den kulturtragenden Familien Schwedens“. So wuchs auch die junge Thora Thyselius nicht in jenen bescheidenen Verhältnissen auf, die das Schicksal der meisten niederdeutschen Autoren bestimmten. Früh lernte sie auf Reisen das Ausland kennen und weilte oft auch in der väterlichen Heimat am Mälarsee. Als Lebensziel hatte sie eigentlich das ärztliche Studium wählen wollen; aber gleich nach dem Abitur verheiratete sie sich, sehr entgegen den Wünschen ihrer sehr standesbewußten Familie, mit dem jungen Volksschullehrer Edo Lüdeke Behrens; er wurde ihr nach glücklich-

ster Ehe (aus der zwei Söhne hervorgingen) durch den zweiten Weltkrieg entrissen; im Jahre 1944 erhielt sie die Vermisstenmeldung und lebte dann drei Jahre lang in der quälenden Ungewißheit: Lebt er noch? Aber er lebte nicht mehr.

Schon als Schulkind hatte sie Neigung zu schriftstellerischer Betätigung gezeigt, als junge Frau ihre ersten dichterischen Arbeiten geschrieben, ohne an eine Veröffentlichung zu denken. Erst in den Jahren der Not nach dem Tod des Gatten, um die Ausbildung ihrer Kinder zu sichern, wagte sie sich mit ihren Arbeiten hervor. Sie übernahm eine Stellung als Zeitungsredakteurin und schrieb oft bis in die Nächte hinein kleine Novellen, historische Erzählungen, Bühnenwerke, vor allem auch Hörspiele. Dabei drängte es sie dann mehr und mehr zu der ihr von Jugend auf vertrauten plattdeutschen Sprache, nicht zuletzt, wie sie selber meint, wegen deren naher Verwandtschaft zu der Sprache ihres Vaters. Ihrer Liebe zum Plattdeutschen und zum plattdeutschen Menschen verdanken wir auch ihre beiden Erzählungen „Tant van't Siel“ und „Dat Sunnenhuus“, die, wie wir hoffen, den Anfang eines reichen epischen Werkes unseres heimat Sprachlichen Bereichs bilden werden.

Die ausgesprochene Neigung und Begabung zu szenischer Gestaltung, wie sie uns in ihren dramatischen Arbeiten immer wieder entgegentritt, braucht solcher Hoffnung durchaus nicht entgegenzustehen. Das Plattdeutsche als vorwiegend gesprochene Sprache erweist sich immer wieder als sehr spröde gegenüber dem Breit-Deskriptiven, wie es unseren hochdeutschen Prosastil weitgehend bestimmt. Gute plattdeutsche Prosa war noch immer stark dialogisch durchsetzt; im Dialog tritt die Eigenart des Plattdeutschen, als einer durch Jahrhunderte hindurch nur sprechend bewahrten Sprache, eben am unverfälschtesten hervor.

Thora Thyselius löst ihre Erzählungen gewissermaßen in lauter einzelne Szenen auf (auch mit Szenen-Überschriften); zuweilen ist eine solche Szene eine kleine Komödie für sich. Man spürt, wie sie jede einzelne mit ganz besonderer Liebe ausgestaltet und — das müssen wir der Gerechtigkeit wegen hinzufügen — wie sie über der Freude am einzelnen Vorgang zuweilen das Gefühl dafür verliert, ob sie nicht da und dort durch Überfülle das Gleichgewicht des Ganzen stört. Der Durchschnittsleser, der froh ist, wenn er sein Spaßvergnü-

gen haben kann, merkt das allerdings wohl kaum; aber nur für ihn zu schreiben, dürfte sich Thora Thyselius doch wohl zu schade sein.

Bei der „Tant van't Siel“, einer ganz stark von Kindheitserinnerungen durchsetzten und gleichsam auch vom Blickpunkt eines noch sehr jungen Kindes aus berichtenden Erzählung, stört diese Neigung zum starken Farbauftrag verhältnismäßig wenig. Diese seltsame Tante, die da plötzlich wie ein Wesen aus ferner Fabelzeit in seine eigene geordnete Welt hineinbricht, versetzt das Kind zuerst in Furcht, in Schrecken, bis es sich an sie gewöhnt hat und sie nun nur noch komisch findet — dies ist dann der psychologische Augenblick, wo das Kind anfängt, alles und jedes absonderlich an der seltsamen Gestalt zu finden, und wo es nun beginnt, das wirkliche Geschehen noch mit eigenen komischen Erfindungen anzureichern. Was das Kind nicht zu sehen vermag, ist, daß diese Cekea Ceken ein durch hartes Lebensschicksal besonders zur Entfaltung gekommenes Exemplar eines norddeutschen, besonders auch friesischen Frauentyps ist. Wir alle sind ihm begegnet: diese Art Frauen sind unfehlbar, sie allein wissen, was sich gehört und sagen es jedem ins Gesicht, der nach ihrer Meinung solcher Belehrung bedürftig ist — und das sind die anderen fast alle, die nicht zu den ihren gehören. Sie pflegen ein stolzes Familiengefühl zu haben, aber wehe dem, der aus ihrer Familie von dem einmal erreichten Stande herabsinkt, und wehe ihr selbst, wenn das Schicksal sie grausamerweise und ganz ohne ihr Verschulden von diesem Stand und ihrem Range herabdrückt. Von nun an ist ihr ganzes Dasein nur noch Verbitterung und schonungslose Härte. Cekea Cekens Mann, Kapitän auf eigenem Schiff, den sie als junge Frau auf seinen Reisen begleitete, ist auf der Höhe von Veracruz mit seinem Schiff verschollen; dies eine Mal hat sie nicht mitfahren können, weil sie die Geburt ihres Kindes, eines Sohnes, erwartete. Sie hat Jahrzehnt auf Jahrzehnt auf seine Rückkehr gehofft und ist darüber verbittert und wunderlich geworden. Als junge Witwe hat sie ihr Schicksal fest in die Hand genommen, niemand recht durchschauen lassen, in welcher Armut sie mit ihrem Sohn ihre Tage verbrachte. Sie hat die Genugtuung gehabt, daß ihr Sohn gut einschlug: heute fährt auch er als Kapitän, allerdings auf fremdem Schiff, einem Schiff des Reeders, dessen Tochter uns diese Geschichte erzählt. Cekeas ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, daß auch er einmal wieder sein Schiff unter den Füßen haben kann; wahrscheinlich redet sie

von nichts anderem, wenn er wieder einmal bei ihr ist — jedenfalls weicht er ihr nun schon seit Jahren aus. Alle Menschen, die sie kennen, verstehen das nur zu gut, auch die Kinder des Reeders, deren wunderliche Erlebnisse mit ihr dieses Buch erzählt. Wenn sie nicht erzieht oder sonstwie an der Welt Anstoß nimmt, erzählt sie immer wieder von ihren alten Geschichten — liest den Kindern zum Beispiel den letzten Liebesbrief ihres verschollenen Mannes vor, immer wieder auch die Stelle, die er wahrscheinlich aus einem Briefsteller für Liebende abgeschrieben hat: „Als ich noch an Deinem Schwanenhalse hing“, und fügt erläuternd hinzu: „Ik harr 'n Hals nett so witt as Speck“.

Den wesentlichen Inhalt des Buches, fast drei Viertel seines Umfangs, machen die oft zum Schreien komischen Erlebnisse der Kinder mit ihr aus; erst dann kommt Tantes Lebensgeschichte ein Stück weiter. Etwas reichlich unvermutet für den Leser fällt ihr eine große Erbschaft, das Vermögen ihres Vaters, zu. Die Szene der Erbaueinandersetzung mit ihren Geschwistern ist wieder von erschütternder Komik. Nun soll der Sohn wieder ein eigenes Schiff haben — er wehrt ab, zunächst, meint er, müsse sie doch nun einmal an sich selber denken. Da kommt der Alten ein Geschehnis zur Hilfe, an das niemand hat denken können und von dem sie selber auch nie etwas wird erfahren dürfen. Aus Veracruz gelangt an den Sohn ein Testament seines verschollenen Vaters. Der ist bei seiner Havarie vor 60 Jahren gar nicht umgekommen, hat aber nicht zur Heimat zurückkommen können, hat sich zuerst mühsam durchgeschlagen, später sich eine neue Existenz gegründet und geheiratet, auch Kinder gehabt, die heute so vermögend sind, daß sie auf den Besitz des Vaters gern verzichten können. Nun kann, darf, muß Cekeas Tinus sich sein Schiff bauen lassen, aber Cekea, so wird im Rat der Verwandten beschlossen, darf niemals etwas von diesem Brief aus Amerika erfahren.

So steht am Schluß der Erzählung das Leben der wunderlichen Alten in einer neuen, einer tragischen Beleuchtung; aber die Dichterin hat sich dafür entschieden, der Alten das trügerische Glück ihrer letzten Tage zu lassen. Ohne diese Entscheidung hätte sie eine andere Geschichte schreiben müssen, bei der dann kein Raum gewesen wäre für die vielen und oft überwältigend heiteren Kindheitserinnerungen, die uns ihr Buch von Seite zu Seite erzählt.

Der nachdenkliche Leser, wenn er das Buch aus der Hand gelegt hat, wird vielleicht den Faden so weiterspinnen: Er sieht vor sich den kleinen Hafen an der Unterweser, ein neues Schiff ist zur ersten Abfahrt bereit, an seinem Bug leuchtet groß der Name Cekea Ceken und neben dem Kapitän auf der Brücke steht, noch einmal prüfend um sich schauend, ob nun auch wirklich alles so ist, wie es sein muß, unsere alte Tant van't Siel.



Empfang im Hotel Stadt Hamburg in Bevensen

Die zweite Geschichte, die uns Thora Thyselius vorlegte, „Das Sonnenhaus“, hat im Gegensatz zu der eben besprochenen eine durchgeführte Handlung. Wir hören auch diesmal wieder von einer seltsamen Ehe, einer Ehe, die nach dem Urteil aller Vernünftigen in der Vorstadt eines norddeutschen Ortes nie hätte geschlossen werden oder doch wenigstens nun endlich hätte getrennt werden sollen. Eine tüchtige, unendlich fleißige Frau quält sich Tag für Tag für einen Mann, den niemand begreifen kann. Eigentlich ist er ein Gärtner. Er hat in den elterlichen Betrieb seiner guten Gaste hineingeheiratet, hat ihn völlig zugrunde gerichtet, hat ihn verkaufen müssen, haust nun mit der Frau in einer elenden Kate des Vorortes, selbst die kleine Stube und Kammer haben sie noch vermieten müssen — nein, einem Sonnenhaus gleicht ihr elendes Domizil nun wirklich nicht. Die

Frau muß alles zusammenhalten aus den spärlichen Erträgen des kleinen Gartens beim Hause. Ihr Mann fühlt sich zu Höherem berufen als zu gewöhnlicher Arbeit, denn er hat, was die anderen nicht haben, Ideale. Er hält sich für einen Erfinder, hat auch wirklich zu allem Möglichen Geschick, hat vor allem, was er stolz Inspiration und Ideen nennt. Zu seinen Ideen gehört ein Bierfaß, das von selber angerollt kommt, eine Brille, die man beim Schlafen aufsetzen kann. Ein Roboter, der selbsttätig Pfannkuchen zu backen vermag, steht schon fertig in seiner Werkstatt, es fehlen zu seiner Vollendung nur noch die dazu nötigen Eier ohne Schale. Aber auch dem hofft er abzuwehren; er hat sich eine Zucht Hühner zugelegt, die er mit einem selbst erfundenen Spezialfutter soweit gebracht hat, daß sie Windeier legen. Der Roboter ist aber noch nicht in Betrieb, da der große Mann von einer neuen, noch viel wichtigeren Erfindung geplagt wird, es geht um ein Sonnenhaus, ein drehbares Haus, das man nach Belieben zur Sonne oder zur Schattenseite hin bewegen kann. Die inzwischen anfallenden Windeier muß die Frau versuchen, auf dem Markt oder bei ihrer Stadtkundschaft zu verkaufen. Eines Abends wird es ihr zuviel, und sie dreht allen Windeierproduzenten im Hühnerstall den Kragen um. Mit dieser Untat setzt unsere Erzählung ein und mit dem dadurch verursachten Zorn, nicht des Peliden Achilles, aber des Ludgen Lengenau, den sie in den Winkeln der Vorstadt Ludgen Windei nennen. Er tobt fürchterlich, verschließt sich in seiner Werkstatt vor ihr, verweigert die Annahme von Trank und Speise, und plötzlich geht dann das Gerücht um, er wolle sich von seiner Frau scheiden lassen. Allen Verständigen ringsum im Land erscheint das als eine gute, ja die einzig vernünftige Lösung für die brave Guste — nur nicht ihr selber. Eine wohlhabende, altjüngferliche Tante drängt sie, zu ihr in ihre Gastwirtschaft zu kommen, sie solle einmal alles erben. Ein Postbeamter, der sich bei ihr in ihrer Jugend einen Korb geholt hat, sie aber gleichwohl immer noch liebt, möchte sie gern heiraten, ihre erwachsenen Kinder haben in der Ferne offenbar ein gutes Auskommen gefunden und schicken ihr gerade jetzt wieder die dringlichsten Einladungen, zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben. Kurz, mehr als ein Tor zur Freiheit stände ihr offen, aber keines lockt sie — nur zu ihren Kindern möchte sie wohl einmal zu Besuch kommen, und sie schreibt ihnen auch in diesem Sinne. Inzwischen aber hat es mit Ludgens Sonnenhaus einen Mißerfolg gegeben; er hat das teure Modell beim Patentamt einge-

reicht. Doch leider ist ihm ein anderer mit der gleichen Erfindung zuvorgekommen; Ludgens kühne Träume von Millionenverdienst, Bildern in allen Illustrierten, Interviews in Funk und Fernsehen sind jäh zerstoßen und, das Allerschlimmste: wie soll er nun die 125 Mark, die er sich für seinen Modellbau aus der von ihm geführten Kasse des Schrebergartenvereins eigenmächtig entliehen hat, wieder zurückzahlen? Der noch immer liebende Postbeamte, der die Sache ahnt, kommt zur Kassenrevision, entdeckt den Diebstahl und bringt ihn zur gerichtlichen Anzeige in der stillen Hoffnung, nun müßte sich doch seine Jugendliebe von ihrem nichtsnutzigen Mann abwenden. Die brave Tante, Wirtin des Schrebergärtnervereins, verfehlt nicht, der ahnungslosen Guste Lengenau eiligst von dem Vorgefallenen zu berichten. Die hat gerade noch ein paar Zeilen in die Antwortbriefe an ihre Kinder nachfügen wollen; als sie hört, was geschehen ist, zerreißt sie die Briefe wortlos in kleine Fetzen — sie hat nur noch einen Gedanken: Ich muß ihm helfen, ich selber will die Schuld auf mich nehmen.

Nun eilt die Geschichte schnell ihrem Ende zu. Natürlich lehnt ihr Mann dieses Opfer gerührt ab, er will selber für das eintreten, was er getan hat. Es ist nach seinem Gefühl die große Stunde seines Lebens, für einen Augenblick scheint wirklich die Sonne über seinem Hause zu stehen, seine Augen leuchten:

Dor loppt een in de Krüüz un in de Queer, jachtert achter dit un dat an un söcht dat Glück un luurt up de grote Stunn. Un darbi — heel dicht steiht dat bi em.

Er liebt nun einmal die großen Worte ein wenig, Ludgen Windei. Seine große Stunde und damit auch das Buch schließt dann auch mit den Worten:

„Un weest du wat, Guste, ik heff nu meist all so een Gefühl in de Bost — ik gloov, dor röögt sück wedder en nee Idee. De bröod ik dor ut in't Kaschott.“

Dies ist in knappen, allzu knappen Strichen das Gerüst der Handlung. Sie müssen sich das alles vorstellen, erfüllt von lebendigstem Leben, von tausend Lichtern eines warmen, Menschliches menschlich sehenden Humors. Das Buch will natürlich, wie jede niederdeutsche Dichtung, auch niederdeutsch gelesen werden, d. h. mit feinem Gefühl für das Filigran der Handlungsführung. Und mit einem Auge für das Antithetische in der Verflechtung der Motive, etwa: wie Lud-

gen im Eingang der Handlung, als ihm ein Unrecht zugefügt wurde, spornstreichs zur Polizei eilen will, damit der Gerechtigkeit Genüge geschehen soll, wie er aber, als er selber gestohlen hat, ebenso rasch Gründe zur Beschönigung zur Hand hat. Oder die Szene, wie seine Guste, um das Kaschott von ihm abzuwenden, mit dem Fahrrad zu ihrem alten Verehrer jagt, mit der Bitte ihr zu helfen — er versteht sie falsch, meint, sie wolle sich nun wirklich von ihrem Mann trennen und sein eigen werden, bis sie ihm dann ihre Absicht, für Ludgen die Strafe abzusitzen, berichtet, wie er dann, ihrem Drängen folgend, auch sein Fahrrad besteigt und beide zu Ludgens Haus fahren. Als Ludgen sie sieht, meint er, die beiden wären nun doch einig geworden, seine Frau wolle sich von ihm lossagen. Oder: wie er nun freimütig, wenn auch bitter sagt, er könnte sie wohl verstehen, jetzt, wo er ins Gefängnis müßte — und der Postbote noch einmal zu hoffen beginnt: Ludgen ist ja nun wohl einverstanden damit, daß Guste mein wird. Es ist sehr viel feine Psychologie in diesem Buche — wieder wird eine Fülle norddeutschen Lebens vor uns ausgebreitet. Bedeutet die neue Idee etwa Sinneswandlung? Oder fällt ihm eine neue Erfindung ein, soll alles beim alten bleiben — auch diese Geschichte verbirgt uns die Gewißheit, wie es weitergehen wird. Aber nun genug von diesem.

Ich habe mich bemüht, Ihnen deutlich zu machen, daß es durchaus und von innen her niederdeutsche Bücher sind, die uns Thora Thyselius geschenkt hat. Da sie erfreulicherweise noch jung und sozusagen in den besten Jahren unter uns weilt und die größten Sorgen ihres mütterlichen Lebens nun hinter ihr liegen, dürfen wir noch viel, vielleicht sehr viel von ihrem künstlerischen Schaffen für uns erwarten. Und sie selber denkt und hofft auch wohl so — sie schloß ihren letzten Brief an mich mit den tröstlichen Worten: „Mir brummt der Kopf vor lauter Plänen“. Von solchem Brummen kann man nie genug bekommen, liebe und verehrte Frau Thora Thyselius.

**Ansprache bei der Überreichung des Fritz-Reuter-Preises 1965
an Frau Thora Thyselius
von Oberstudienrat Herbert von Geldern
vom Niedersächsischen Kultusministerium, Hannover**

Die 18. Bevensen-Tagung beginnt heute, und wieder wollen wir in der schönen, uns so vertrauten Medinger Kirche mit der Verleihung des Niederdeutschen Literaturpreises zu Anfang der großen Tagfahrt einen traditionellen Höhepunkt setzen.

In unserer Zeit, deren Gesicht weitgehend von den ungeheuren Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technik bestimmt wird, hat die Kunst aller Gattungen eine für das Wesen der Menschheit und die Existenz des einzelnen lebenswichtige Bedeutung erlangt. Dieser Tatsache Rechnung zu tragen, ist Aufgabe eines jeden von uns. — Jean Paul hat gesagt, die Kunst sei nicht das Brot, sondern der Wein des Lebens. Wir Heutigen müssen aber ernsthaft die Frage prüfen, ob nicht die Kunst auch zum eigentlichen Brot werden müsse in einer Umwelt des Pragmatismus und der Egozentrik, in der die Menschen um so weniger des Zweckfreien entbehren können, der künstlerischen Aussage, die Furcht und Mitleid erregt, zu erheben und zu erschüttern vermag, Freude und Ergriffenheit hervorrufen kann und muß.

Es gibt keine Möglichkeit, Kunstwerke wirklich objektiv zu beurteilen, und besonders schwer wird ein Urteil, wenn sich ein Kunstwerk gegen wesentliche Strömungen seiner Zeit richtet. In unserer Zeit möchten die meisten Menschen das Risiko überhaupt vermeiden. Wenn aber irgendwo, so muß es im Bereiche der Kunst unternommen werden. Kein Künstler könnte schaffen ohne Risiko, keiner vermöchte zu wirken ohne Irrtum und Rückschläge. Wie wirkliches Leben nur in der Spannung möglich ist, so kann Kunst nur in Spannung entstehen. Der schaffende Künstler wagt immer wieder seine Existenz. Und es ist beglückend, wenn solche Wagnisse alljährlich durch Verleihung von Kunstpreisen anerkannt werden. Unser hochverehr-

ter Dr. Moritz Jahn hat eben über die Entscheidungsgründe des Kuratoriums berichtet, und es war geplant, daß jetzt der Niedersächsische Kultusminister den Fritz-Reuter-Preis an Frau Thora Thyselius überreichen sollte. Zu seinem und unser aller Bedauern hindern ihn dienstliche Gründe, heute bei uns zu sein. Er bedauert es um so mehr, als er, Sohn eines niedersächsischen Bauern, das Plattdeutsche von Jugend an kennt und die Tagungen des Bevenser Arbeitskreises stets mit großem Interesse verfolgt hat. Herr Minister Langeheine hat mich gebeten, den hier Versammelten seine Grüße zu überbringen. Er wünscht und hofft, daß von Bevensen aus in immer zunehmendem Maße das geistige Leben Niederdeutschlands befruchtet werden möge.

Gestatten Sie mir, zu sagen, daß der heutige Auftrag für mich eine besondere Ehre und Freude bedeutet. Ich vertrete nicht nur im Niedersächsischen Kultusministerium die Belange der niederdeutschen Sprache und nehme in der Pädagogischen Hochschule zu Hannover den Lehrauftrag für Niederdeutsch wahr, sondern dadurch, daß ich Frau Thyselius den großen Literaturpreis überreiche, grüße ich die Nachbarin von der anderen Seite des Weserstromes, der uns immer Verbindung, niemals Trennung gewesen ist.

Die plattdeutsche Sprache, seit vielen Jahren immer wieder totgesagt, hat wohl an Gelände verloren, aber sie lebt weiter, trotz der ungünstigen Bedingungen, die ihr Praxis und Unverständnis geschaffen haben. Sie paßt sich den sich wandelnden Verhältnissen an, vermindert und vermehrt ihren Wortschatz und vermag allen Forderungen zu entsprechen, die an die Sprache eines Kulturvolkes gestellt werden. Nach dem Verlust des Hochniederdeutschen hat sich durch und seit Reuter, Groth und Brinckman eine plattdeutsche Schriftstellersprache entwickelt, in der epische, lyrische und dramatische Aussage sich auf beglückende Weise vollziehen. Dieser alten Sprache unserer Heimat mit herablassendem Wohlwollen zu begegnen, wie das gelegentlich geschieht, ist eine schlimme Anmaßung. Plattdeutsch ist kein Museumsstück, es ist auch nicht zu beschränken auf eine kleine, sich immer weiter verkleinernde Welt; sein Bereich ist das ganze Norddeutschland. Uns, die wir plattdeutsch sprechen und denken können, müßten schwere Vorwürfe treffen, wenn uns die Sache unserer Heimatsprache nicht Herzensangelegenheit wäre. Es zeigt sich seit langem, daß Plattdeutsch leichter gehört als gelesen wird. Deshalb spielt

das niederdeutsche Theater in unserem Sprachleben eine so bedeutende Rolle, und darum sind die niederdeutschen Rundfunksendungen geradezu lebenswichtig geworden. An dieser Stelle sei mit allem Nachdruck gesagt, daß das Plattdeutsche durch Radiosendungen im Bewußtsein vieler erhalten wird, ja, in das Bewußtsein nicht weniger Menschen überhaupt erst gelangt.

In der Beurkundung durch das Kuratorium für die Verleihung des Fritz-Reuter-Preises in diesem Jahre heißt es:

„Thora Thyselius ist nach dem Kriege mit einer Reihe dichterischer Arbeiten hervorgetreten. Darunter haben zunächst ihre plattdeutschen Bühnen- und Hörspiele Vorrang gehabt. In den letzten Jahren wandte sich die Dichterin der plattdeutschen Prosa zu. Hoffnungsvoller Beginn sind die beiden Erzählungen ‚Tant van’t Siel‘ und ‚Dat Sunnenhuus‘.“

Dem Kuratorium waren diese beiden Erzählungen auch maßgebend für die Zuerkennung des Preises. Dafür danken wir ihm, denn es trägt mit seiner Entscheidung dazu bei, daß plattdeutsche Bücher gelesen werden; damit wird die Tür zu einem weiten Feld sprachlichen Erlebens ein gutes Stück mehr geöffnet. — Ausdrücklicher Dank sei wiederum der Stiftung F.V.S. gesagt, die sechs niederdeutsche Literaturpreise gestiftet hat und dadurch eine kulturelle Tat vollbringt, deren Wirkung gar nicht abzuschätzen ist.

Bevor ich der Dichterin den ihr verliehenen Preis überreiche, wollen wir unser schönes Plattdeutsch hören lassen und das zum Leitwort dieser Feier und der gesamten Tagung machen, was Gorch Fock in seinem Gedicht „De ole Spraak“ gesagt hat:

Se schall nich in de Ecken stahn,
se schall nich vör de Dören gahn,
de anners sprök in Kark un Doom,
de anners göll bi Dag un Droom.

So lang as noch uns Schepen gaht,
so lang as noch uns Dieken staht,
so lang as noch uns Flaggen weiht,
blifft Plattdütsch Baas in Leed un Freid.
Holt fast. — Holt fast, denn geiht dat klor,
denn leewt uns Sprook noch dusend Johr.

Hochverehrte gnädige Frau! Es ist mir eine große Ehre, Ihnen im Namen des Kuratoriums den Fritz-Reuter-Preis der Stiftung F. V. S.

zu überreichen. Damit wird einer großen Öffentlichkeit kundgetan, daß Sie eine anerkannte Sprecherin niederdeutschen Wesens sind; als besonders beglückend empfinde ich, daß der Dichter Moritz Jahn Ihr Interpret ist. Norddeutschland grüßt Sie. Wir alle danken Ihnen, und die deutsche Literatur erwartet von Ihnen weitere künstlerische Anregungen und sprachliche Impulse. Möge die oldenburg-ostfriesisch-skandinavische Gemeinschaft um die Nordsee, die Sie in Ihrer Person verkörpern, von Dauer sein, und möge es gutem Willen gelingen, die alten Freundschaften nun für immer zu bewahren. Ihr Werk hilft dazu. Wir freuen uns mit Ihnen des heutigen Tages und gratulieren Ihnen von Herzen zu Ihrer Auszeichnung.

Vortrag von Frau Thora Thyselius

Meine Damen, meine Herren! Meine lieben Freunde!

Ihnen allen gilt heute mein Dank. Zunächst danke ich Ihnen, Herr von Geldern, der Sie als Vertreter des Kultusministeriums Niedersachsen mit so freundlichen Worten mir die ehrenvolle Urkunde überreichten, vor allem deswegen, weil dadurch unsere niederdeutsche Arbeit an Gewicht und Ansehen gewinnt.

Dank Dr. Moritz Jahn für die Laudatio, die aus seinem Munde für mich einen ganz besonderen Klang hat. Es liegt eineinhalb Jahrzehnte zurück, als ich mit Moritz Jahn unter dem Upstalsboom in Ostfriesland zusammentraf. In mancher guten Stunde des Beisammenseins wurde mir seine eigene Art des Niederdeutschen erschlossen, vertieft dann noch durch die Lektüre seines Werkes. Sein Einfluß, niemals beabsichtigt und gezielt, bestärkte mich, auf diesem Gebiet zu arbeiten, das mir heute den Fritz-Reuter-Preis eintrug.

Weiter danke ich herzlich allen Herren des Kuratoriums. In mühevoller Arbeit haben Sie die vielen Manuskripte gelesen, während jeder von Ihnen doch auch sein eigenes Anliegen hat, das zurückgestellt werden muß, bis die gewiß oft schwierige Entscheidung gefällt ist. Dieser selbstlose Einsatz in unserer so materiell ausgerichteten Zeit muß als beispielhaft herausgestellt werden.

Ganz besonderen Dank der Stiftung F. V. S.! Wir alle wissen, wie durch die niederdeutschen Preise unsere Arbeit gefördert wird. Nicht nur der Preisträger erhält durch die Anerkennung neue Impulse, sondern der Widerhall in der Öffentlichkeit kommt der niederdeutschen Kulturarbeit insgesamt zugute. Ein Jahrzehnt ist vergangen, seit hier in der Klosterkirche zu Medingen der erste Fritz-Reuter-Preis Heinrich Behnken überreicht wurde. Damals haben wohl nur wenige von uns erkannt, welche Bedeutung diesen niederdeutschen Preisen zukommt, wie sie unsere Arbeit fördern und im Ansehen heben würden.

Ich will keine allzu hoffnungsfreudigen Prognosen für das Niederdeutsche aufstellen. Wir können uns der Tatsache nicht verschließen,

daß die Jugend immer weniger plattdeutsch spricht. Aber das niederdeutsche Hörspiel wird gehört. Das niederdeutsche Theaterstück wird besucht. Und das niederdeutsche Buch wird gelesen. Auch von jungen Menschen, und auch von vielen, die Plattdeutsch wohl verstehen, aber nicht sprechen, vielfach auch von denen, die der Krieg nach Norddeutschland verschlug. Diese Menschen fangen dann an, in dem ihnen aufgezwungenen Aufenthalt eine Heimat zu sehen und Norddeutschlands Weiden, Wasser und Wolken liebzugewinnen. Das bewirkt die niederdeutsche Sprache, weil sie eine Sprache des Herzens ist. Und weil sie das ist — eine Sprache des Herzens —, lockt es mich immer wieder, in ihr zu gestalten, was ich in ihr zu gestalten vermag.

Ich bin nicht so glücklich, wie die meisten von Ihnen, ich kann Niederdeutsch nicht Muttersprache nennen. Aber als Deutsch-Schwedin treffe ich gerade im Plattdeutschen die Mitte zwischen meiner Vater- und Muttersprache. Die Urvundenheit des Schwedischen mit dem Niederdeutschen brauche ich hier nicht näher zu erläutern, das ist im vergangenen Jahre hinlänglich durch die Verleihung des Conrad-Borchling-Preises an den Schweden Karl Hyldgaard-Jensen aus Göteborg geschehen.

Man nie nich harr ik mi up dit Rebeet wagen kunnt, wenn Ji mi nich hulpen harrn, mien leven Frünnen. Elkeen von Jo is mi Stöön-pahl wesen, as'n in Ostfreesland seggt. Ji hefft mi bistahn un hefft mi den Padd wiest. Vörweg laat mi een nömen för Jo all, un dat is us Wilhelmine Siefkes. Mit een Been kaam ik ja ut Ostfreesland, un darvon hangt mi de Ostfreesenaart von Huus ut an.

Ik weer man en lüttje Deern von ölben Jahren, do fung Wilhelmine Siefkes an un kreeg en Bedüden in mien Leben. Dartomalen broch mien grote Broder mi en Book mit ut de Fresenbökerree. „Hör eenzig Eegen“ stunn dar up, un Wilhelmine Siefkes harr dat schreven. Dit Book heff ik noch in mien Bökerschapp to liggen. „Weeßt wat“, see mien grote Broder, „du bist ja jümmers an't Schrieven un an't Simuleern. Wenn du mal sowat tostann bringen kunnt as dit — „Hör eenzig Eegen“ —, denn kunnt noch to wat dögen.“ He gung jümmers struuv mit mi tokehr, as Bröders dat so an is, un ik bin nie nich wies worrn, of he nu mit mi inverstahn weer.

„Hör eenzig Eegen“ weer mien erst plattdüütsch Book, un dat weer liekertiet de Slötel to all de annern plattdüütschen Böker, de

ik in mien Ollern un mien Grootollern ehr Bökerschapp finnen kunn. Ik bookstabeer mi dör Fritz Reuter mit all de mallen Tallen unnen up de Siet, bit dat sien Spraak mi recht ingahn weer un ik de Tallen nich mehr bruken dee. Un ik harr mien Vermaak an John Brinckman sien „Kasper-Ohm“, un ik funn noch männicheen plattdüütsch Book, wat mi Wiespahl weer. Licht un Duuster stunnen bi'nanner, un över allens stunn de Leev to de Minschen.



Frau Thora Thyselius

Auch in späteren Jahren, während ich mich immer intensiver mit der modernen Weltliteratur beschäftigte, behielten die niederdeutschen Bücher für mich die Bedeutung einer nie versiegenden Kraftquelle.

Ich bin zu jeder Stunde davon besessen, das Neue in der Literatur zu erkennen, das sich Bahn bricht. Aber ich wende mich ab von dem, was heute immer noch „modern“ genannt wird — vom Verneinen des Seins, von der Auflösung der Zusammenhänge, von Isolation und Verfremdung, und zwar nicht, weil ich Ungeborgensein und Verlorenheit nicht kenne. Doch diese Weltsicht, in die ein großer Teil unserer Gegenwartsliteratur verstrickt ist, zeugt nicht von einem Lebensgefühl, sondern vielmehr von einem Todesgefühl. Wenn wir überhaupt leben wollen, gilt es, dieses vernichtende Daseinsgefühl zu bekämpfen.

DIE STIFTUNG F.V.S. ZU HAMBURG VERLEIHT
AUF EINSTIMMIGEN BESCHLUSS DES PREISKURATORIUMS DEN

FRITZ-REUTER-PREIS 1965

ZUR FÖRDERUNG DER EPISCHEN DICHTUNG IN
PLATTDEUTSCHER SPRACHE DER NIEDERDEUTSCHEN DICHTERIN

THORA THYSELIUS

BRAKE / UNTERWESER

THORA THYSELIUS IST NACH DEM KRIEGE MIT EINER REIHE
DICHTERISCHER ARBEITEN HERVORGETRETEN. DARUNTER HABEN
ZUNÄCHST IHRE PLATTDEUTSCHEN BÜHNEN- UND HÖRSPIELE VOR-
RANG GEHABT. IN DEN LETZTEN JAHREN WANDTE SICH DIE DICHTERIN
DER PLATTDEUTSCHEN PROSA ZU. HOFFUNGSVOLLER BEGINN SIND
DIE BEIDEN ERZÄHLUNGEN „TANT VAN'T SIEL“ UND „DAT SUNNENHUUS“
IN IHNEN ZEICHNET SIE MIT WEIBLICHEM EINFÜHLUNGSVERMÖGEN

ORIGINALE CHARAKTERE IHRER HEIMATLICHEN UMWELT.

IHR PLATTDEUTSCH IST ECHT UND LEBENDIG.

DIESE URKUNDE IST AUSGESTELLT AM TAGE DER FEIERLICHEN
ÜBERGABE DES PREISES.

BEVENSEN, DEN 10. SEPTEMBER 1965

Johannes Japs

VORSITZENDER DES KURATORIUMS

DE STIFTUNG F.V.S. TO HAMBORG
HETT BESLATEN, DEN

FRITZ-REUTER-PRIES 1965

DE DAT PLATTDÜÜTSCH E EPISCHE DICHTEN OPDRIFT GEVEN SALL,
DE NEDDERDÜÜTSCH E DICHTERIN

THORA THYSELIUS

UT BRAKE AN DE NEDDERWESSER

TOTOSPREKEN. DAT KURATORIUM HARR DAT EENSTIMMIG VÖRSLAAN

THORA THYSELIUS HETT NA DEN KRIEG EN REEB DICHTUNGEN
SCHREVEN. VÖRWEK STAHT PLATTDÜÜTSCH E THEATERSTÜCKEN UN
HÖRSPEELN. IN DE LETZTEN JAHREN AVER HETT SE SIK AN DE PLATT-
DÜÜTSCH E PROSA HOLLEN. EHR BEIDEN VERTELN „TANT VAN'T SIEL“
UN „DAT SUNNENHUUS“ SÜND EN ANFANG, DE VEEL CODES VER-
SPREKEN DEIT. THORA THYSELIUS WEET SIK AS FRO GOOT IN MIN-
SCHEN RINTOFÖHLEN, DE SIK IN EHR DENKEN UN DOON OP SIK
SÜLVST STELLT HERBT, SO AS SE WELK IN EHR HEIMAT BELEEV'T

HETT. EHR PLATT IS ECHT UN VULL LEVEN.

DÜSSE BREEF IS SCHREVEN UN UNNERSCHREVEN AN DEN DAG,
AN DEN DE PRIES IN EN FIERSTÜNN ÖVERGEVEN IS.

BEVENSEN, DEN 10. SEPTEMBER 1965

Johannes Japs

VÖRMANN IN'T KURATORIUM

Ich teile die pessimistische Ansicht nicht, wir lebten in einer Zeit des Niederganges des Schöpferischen. Fast täglich stehen wir vor neuen atemberaubenden Ergebnissen der Forschung in der Biologie, in der Medizin. Die Technik erfindet immer neue Wunderwerke und Wege, die uns ungeahnte Möglichkeiten erschließen. Eine Zeit, die Kernphysik und Relativitätstheorie hervorbrachte, in der ein Hemingway, ein Faulkner, ein Thomas Wolfe, ein Picasso lebten, kann nicht arm und erstarrt genannt werden. In dieser Verneinung des Seins liegt etwas Selbstmörderisches, etwas, das unsere Welt zum Untergang führen würde, wenn nicht Kräfte dagegen aufstünden. Irgendwie gilt es, diese Welt, in der wir leben, zu verstehen und zu bewältigen. Wenden wir uns von ihr ab, weil sie uns unverständlich bleibt, dann sind wir es, die einzelnen, die verloren sind. Die Welt wird nach ihrem Gesetz sich vollenden. Wir müssen mit dieser atombedrohten Welt leben.

Und das ist nicht etwas so umwälzend Neues, wie behauptet wird. Unsere Welt war zu allen Zeiten bedroht und wird es allzeit bleiben. Es bleibt dem Menschen nie etwas anderes übrig, als sich mit dieser dauernden Bedrohung einzurichten. Und mit dem Bewußtsein, daß dies Dasein jeden Augenblick vernichtet werden kann, mit der Erkenntnis einer kaum wahrnehmbaren Entwicklung zum Positiven müssen wir leben.

Trotzdem muß ein Sinn sein. Und diesen Sinn hinter den Dingen, nicht greifbar oder sichtbar, und doch der Beweggrund allen Seins, den gilt es aufzuspüren, aufzuzeichnen und zu gestalten. Wenn ich mich zu einem Thema bekennen soll, so ist es dieses „Dennoch“. Und dieses „Dennoch“, meine ich, kann nur getragen werden von Liebe und Wärme des Herzens, und deswegen wähle ich für viele meiner Arbeiten die plattdeutsche Sprache.

Ganz bewußt wurde mir die Bedeutung des Niederdeutschen erst durch die Tagungen in Bevensen, die wir heute nun zum achtzehntenmal begehen.

Hier kunn ik Fründschupp sluten mit so männicheen dägten Plattdüütschen, de fast in sien Steveln stunn un mi en faste Richt geev. Veel heff ik ok lehr, un do dat elkeenmal wedder up use Warkeldaag von den Ollenborger Schrieverkring. Un bannig en goot Lehartied harr ik in Hamborg, as ik bi den „Quickborn“ deent heff un so recht de Nedderdüütschen in so en groot Stadt kennen lehr. Un

ik will de nich vergeten, de hart mit mi tokehr gahn sind un mi nix dörgahn leten. Dat hett mi an'n mehrsten hulpen.

Ik heff ja noch gar nich ganz veel uptowiesen, wor ik den Pries för verdeent harr. Ik weet woll, Jo ducht, dat is as bi en Iesbarg, wor man blots en lüttje Hümpel över Water to sehn is un dat anner mutt noch vördag kamen. — Wöllt hopen, dat kummt so. Ik meen, egentlich bin gar nich ik dat, de den „Fritz-Reuter-Pries“ över Jahr kriggt: Ji all sind dat mit. Un dar will ik jümmers an denken un will Jo dat nie nich vergeten.